

Herbert E. Brekle

Die Prüfeninger Weiheinschrift von 1119



Scriptorium Verlag für Kultur und Wissenschaft.

Herbert E. Brekle

Die Prüfeninger Weiheinschrift von 1119

Eine paläographisch-typographische Untersuchung

Herbert E. Brekle

Die Prüfeninger Weiheinschrift von 1119

Eine paläographisch-typographische Untersuchung

Scriptorium Verlag für Kultur und Wissenschaft.

Regensburg 2005

Abbildung auf der ersten Umschlagseite aus Karlinger et al. (1914: 171)

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdrucks und der Vervielfältigung des Buches – oder von Teilen daraus – vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlags in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder einem anderen Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© by Scriptorium Verlag für Kultur und Wissenschaft, Regensburg

Hermann-Köhl-Straße 2a, 93049 Regensburg, Tel.: 0941/2 22 59

Gestaltung und Herstellung: Scriptorium

Gesetzt in der Bodoni-Antiqua (Schnitt der Bauerschen Gießerei)

Druck: Hofmann, Regensburg

Printed in Germany 2005

ISBN: 3-937527-06-0

Inhaltsverzeichnis

1. Kloster und Klosterkirche St. Georg.....	7
2. Zum Text der Prüfeninger Weiheinschrift	7
2.1. Semidiplomatische Umschrift des Textes	7
2.2. Aufgelöster Text	8
2.3. Deutsche Übersetzung	8
2.4. Inhaltliche Analyse.....	8
3. Material, Abmessungen und Gliederung der Inschrift	10
4. Schriftart	11
5. Typographische Struktur der Inschrift	17
5.1. Abkürzungsformen (Abbreviaturen).....	18
5.2. Kennzeichnung der Wortgrenzen.....	21
6. Nachweis der für die Herstellung der Inschrift verwendeten typographischen Technik.....	22
Bibliographie	26

1. Kloster und Klosterkirche St. Georg

Der Bau des Klosters und seiner Kirche begann im Jahre 1114 unter Bischof Otto von Bamberg. Die Mönche kamen aus dem Kloster Hirsau im Schwarzwald, einer nach der ursprünglichen Regel des hl. Benedikt reformierten Mönchsgemeinde. (Zur Gründungslegende, zur weiteren Geschichte und zur kunstgeschichtlichen Bedeutung des Klosters und seiner Kirche siehe für einen ersten Überblick Hiltl 1968, Bauer 1988: 548-560 und Schmitz 1975: 1-28).

Die hier näher beschriebene und analysierte Tontafel mit der Weiheinschrift des Klosters befindet sich am südöstlichen Vierungspfeiler der Kirche, rechts neben dem Erminold-Hochgrab.

Kopien der Tonplatte befinden sich Historischen Museum der Stadt Regensburg, im Diözesanmuseum Regensburg, im Deutschen Museum, München und im Gutenberg-Museum, Mainz.

2. Zum Text der Prüfeninger Weiheinschrift

2.1. Semidiplomatische Umschrift des Textes (aus Karlinger et al. 1914: 222)

† ANNO · DNI · M̄ · CXVIII · III · ID̄ · MAI · C̄SECRATV̄ · Ē · HOC ·
MONASTERIV̄ · Ī HONORE · S · GEORII · A VENERABILIB⁹ · EP̄IS · RATIS-
POŃSI · HARTVVICO · BB̄ · OTTONE · CTIŃT⁹ · IN PCIPALI · ALTARI ·
DE · LIGNO · DN̄I · RELIQ̄IE · S · MARIE · APLOR · PET̄ · 7 · PAVLI ·
AND̄ · MATHEI · MARCI · EV̄ · BARNABE · S̄ · M̄ · STEPHANI · PM̄ · CLE-
MT̄IS · DYONISII · RVSTICI · ELEVETHERI · LAVRECU · VINCĒCU ·
SEBS̄ · CRISOGONI · PANCT̄I · S · C̄ · ERMACHORE FORTVNATI · SA-
LINI · ALBINI · FVRSEI GVNDOLFI · DRVDONIS · IVVENTI · S̄ ·
V̄ · GENOFEVE · GRATE · COLVBE · GLODESINDIS ·

2.2. *Aufgelöster Text* (aus Karlinger et al. 1914: 222)

Anno domini 1119, 4. idus mai, consecratum est hoc monasterium in honore sancti Georgii a venerabilibus episcopis Ratisponensi Hartwico Bambergensi Ottone. Continentur in principali altari de ligno Domini; reliquiae sanctae Mariae; apostolorum Petri et Pauli, Andreae; Mathei, Marci, evangelistorum; Barnabae; sanctorum martyrum Stephani, protomartyris, Clementis, Dionysii, Rustici, Eleutherii, Laurentii, Vincentii, Sebastiani, Crisogoni, Pancratii; sanctorum confessorum Ermachorae, Fortunati, Salini, Albini, Fursei, Gundolfi, Drudonis, Juventii; sanctarum virginum Genofevae, Gratae, Columbae, Glodesindis.

2.3. *Deutsche Übersetzung* (aus Hiltl 1968: 29)

Im Jahre des Herrn 1119, an den Iden des Mai (= 12. Mai) ist konsekriert worden dieses Münster zu Ehren des hl. Georg von den sehr verehrungswürdigen Bischöfen Hartwich von Regensburg und Otto von Bamberg. Es sind enthalten im Hauptaltar Reliquien vom Kreuzesholz des Herrn, der hl. Maria, der Apostel Petrus, Paulus und Andreas, der Evangelisten Matthäus und Markus, des Barnabas, der hl. Märtyrer: Stephanus, des Erzmärtyrers, des Clemens, des Dionysius, des Rusticus, des Eleutherius, des Laurentius, des Vincentius, des Sebastian, des Chrisogonus, des Pancratius; der hl. Bekenner: Ermachora, des Fortunatus, des Salinus, des Albinus, des Furseus, des Gundolf, des Drudon, des Juventinus; der hl. Jungfrauen Genoveva, Grata, Columba, Glodesindis.

2.4. *Inhaltliche Analyse*

Der Text der hier näher untersuchten Inschrift besteht aus zwei Sätzen. Der erste besagt, daß die Weihe des Prüfeningener Klosters bzw. dessen Kirche zu Ehren des hl. Georg vom zuständigen Bischof Hartwich von Regensburg zusammen mit Bischof Otto von Bamberg am vierten Tag vor den Iden des Mai (= 12. Mai) des Jahres 1119 vorgenommen wurde. Kirchenrechtlich handelt es

sich dabei um den Fall einer Konsekration; der Name des Heiligen ist der sog. Titel der Kirche. Der zweite Satz berichtet, daß im Hauptaltar Reliquien enthalten seien und zwar in absteigender Hierarchie vom hl. Kreuz (Zeile 7) bis zu den in den letzten beiden Zeilen der Inschrift genannten vier heiligen Jungfrauen. Diese Reliquien dürften sämtlich sog. Berührungsreliquien gewesen sein (so seit dem 4. Jh. üblich, vgl. Lexikon für Theologie und Kirche Bd. 6: Sp. 303).

Karlinger et al. (1914: 166) berichten, daß zeitgleich neben dem Hauptaltar auch „der Kreuzaltar in der Vierung ..., der Johannesaltar in der linken Nebenapsis ..., der Benediktusaltar in der rechten Nebenapsis und die Alexiuskapelle, die sich direkt an den rechten Nebenchor anschloß“ geweiht wurden. Die Autoren weisen auch darauf hin (S. 187f.), daß „an den den Altarmensen zunächst liegenden Wandflächen, zumeist auf der Evangelienseite Inschriften aufgemalt wurden, welche Weihedatum, Titel und Reliquien des betreffenden Altares enthielten. Sie stellen weiterhin fest: „Der Schriftcharakter deckt sich mit den Buchstabenformen der in Ton gebrannten Inschrift...“. Dies ist grosso modo richtig; im Detail sind jedoch Unterschiede zu beobachten: die Buchstabenformen der aufgemalten Inschriften weisen gegenüber der hier untersuchten Inschrift deutlich ausgeprägte Haar- und Schattenstriche auf, entsprechend sind auch die Serifen übergangslos an die Buchstabenschäfte angefügt. Es ist klar, daß die insoweit gröberen Formen unserer Inschrift auf deren typographische Herstellungsbedingungen zurückzuführen sind. (s.u. Kap. 4)

Zweck des Weiheaktes, der aus einer komplizierten Reihe miteinander verwobener symbolischer Handlungen besteht, ist es, ein Gebäude als heiligen Ort zu definieren. Um den Weiheakt gültig zu machen, müssen diese Handlungen gemäß den Vorschriften des Pontifikale Romano-Germanicum (ca. 950-960), das auf der Basis des Ordo Romanus XLI „Quomodo ecclesia debet dedicari“ und des OR XLII „Quomodo in sancta ecclesia reliquiae conduntur“ entwickelt wurde, peinlich genau durchgeführt werden. (Für kirchenrechtliche und liturgisch-historische Details vgl. Lexikon für Theologie und Kirche Bd. 6, Sp. 302-305).

3. Material, Abmessungen und Gliederung der Inschrift

Die Inschrift befindet sich auf einer gebrannten Tonplatte. Ihre Bruttomaße sind: ca. 260 mm Breite, ca. 410 mm Höhe, ca. 30 mm Dicke.

Stempelabdrucke von stilisierten floralen Ornamenten, die strukturell eine gewisse Ähnlichkeit mit der Verzierung im Schrägsockel des Astrolabiums von St. Emmeram aufweisen (vgl. Bauer 1988. 426), Breite 16 mm, bilden keinen umlaufenden Rahmen, sondern links und rechts je eine vertikale Leiste, bestehend aus je 17 weißen und roten Rechtecken, die farblich mit den weiß-roten Schriftbändern alternieren. In Zeile 17 dient ein Bordürenelement als Zeilenfüller. In der linken Randleiste erscheinen auf der Höhe der 6. und 8. Zeile Ornamente mit radial eingedrückten Hakenelementen. Diese Elemente wurden offensichtlich einzeln eingedrückt.

Der Bruchverlauf auf der Platte (teilweise gekittet) geht vom Ende der 3. Zeile bis zum Anfang der 11. Zeile diagonal; kein Text- und praktisch kein Buchstabenverlust.

Hingewiesen sei auf die Koinzidenz der Formatgleichheit der romanischen Dachplatten der beiden Kirchtürme und der Inschriftenplatte von 1119: 41 cm hoch, 28 cm breit, 3 cm dick. Dachplatten und Inschriftenplatte könnten in der gleichen Herstellungsvorrichtung entstanden sein. Das heißt nicht, daß beide auch aus demselben Material bestanden haben müssen. Karlinger et al. (1914: 180, Fn. 1) berichten: „Das Material dieser Dachplatten, von welchen das Deutsche Museum in München zwei Exemplare besitzt, besteht nicht aus gebranntem Ton, sondern laut technischer Prüfung des Deutschen Museum aus einer von Kalk, Feinsand und Ziegelmehl hergestellten Mörtelmasse“.

4. Schriftart

Anders als die ca. 150 Jahre spätere (1283) vor dem Hauptaltar befindliche Inschrift des Erminold-Hochgrabes (s. Abb. 1), die eine für das späte 13. Jh. typische, auf Unzialmerkmalen aufbauende Majuskelschrift zeigt, ist unsere Inschrift grundsätzlich dem klassischen monumentalen Kapitalistyp zuzuordnen.



Abb. 1: Ausschnitt aus der Inschrift des Erminold-Hochgrabes (1283)

Hupp (1906: 185) spricht von der „Reinheit der eleganten Buchstaben“. Freilich zeigt die hier untersuchte Schrift wiederum auch Eigentümlichkeiten, die sie von römisch-kaiserzeitlichen und auch späteren monumentalen Kapitalisvarietäten erkennbar unterscheidet. Herausragendes Kennzeichen ist die keulenförmige Ausgestaltung der vertikalen Schäfte (Hasten), d.h. der Übergang der Serifen („Füßchen“) zum Schaft eines Buchstabens geschieht sehr graduell – und nicht wie bei klassisch-römischen Monumentalschriften auf kurzem Wege. Das genannte Merkmal zeigt sich auch an den horizontalen Codastriichen des E, F, L und T.

Während Kloos in seiner *Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit* (1980) in den einschlägigen Kapiteln auf schriftmorphologische Eigenschaften, wie sie für unsere Inschrift kennzeichnend sind, nicht eingeht, finden sich bei Chassant (1846) für Majuskel- und Minuskelbuchstaben interessante Variantenreihen. Dabei tritt das Merkmal der keulenförmigen Serifenverläufe gerade bei frühgotischen Formen deutlich zutage (s. Abb. 2). Extreme Ausprägungen sehen sogar so aus, als ob, nach Art der Keilschrift, Buchstabenformen aus einzelnen „Keilen“ zusammengestempelt sein könnten (leider macht Chassant keine näheren Angaben zu solchen Extremformen).

EEEEE CFFFFF HHhhBbHH IIIIJJJJX
 KKKKbRrKkK LLLL MMhMmM
 NNNNNHh Pppppp RRRRRR TTTTtTt
 VVVvYyY XXXX+xxX YYyYy

Abb. 2: Die jeweils letzten Buchstabenformen zeigen signifikante keulen- bzw. keilförmige Serifenausläufe (aus Chassant 1846)

Im einzelnen sind die Buchstabenformen der Prüfening-Inschrift wie folgt zu charakterisieren:

A: die beiden Diagonalen laufen nicht in einer Spitze zusammen (wie es beim V der Fall ist), vielmehr zeigt sich am oberen Ende eine Art Abplattung, die nach beiden Seiten serifenartig auskragt. Die Serifenbildung unten ist nicht keulenförmig, sondern eher dreieckig, wobei die beiden Serifen nach innen deutlicher ausgeprägt sind als nach außen (s. Abb. 3).

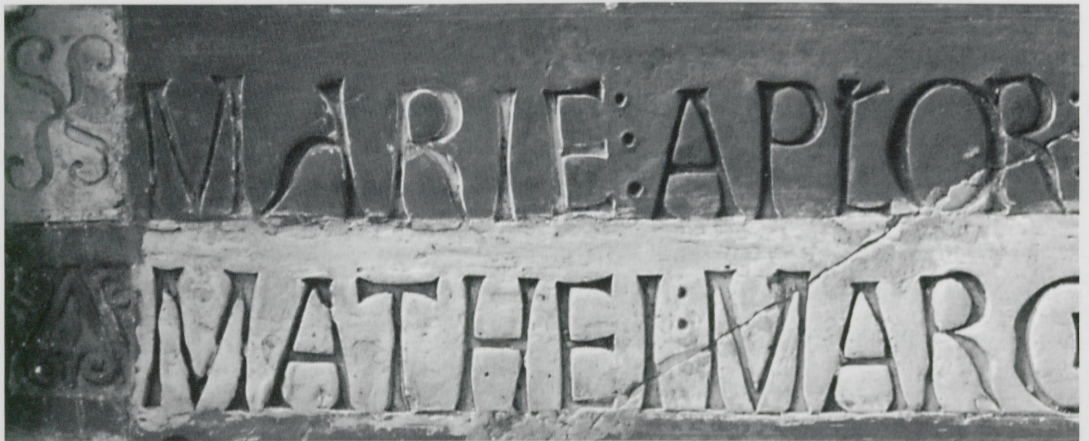


Abb. 3: Normales klassisches und unziales A

Aus nicht nachvollziehbaren Gründen entschloß sich der Inschriftsteller neben der klassischen A-Form (erscheint 18mal und ist somit die normale,

unmarkierte Form) eine aus unzialschriftlichen Entwicklungen stammende Variante λ (9mal) zu verwenden (s. Abb. 3). Diese Buchstabenform, die sich in römischen Buchschriften des 1. und 2. Jh. etwa als Λ (also ohne Querstrich) und später als λ und in karolingischer Zeit als λ (unser heutiges Antiqua-Minuskel-a) zeigt, stellt gegenüber den sonst in der Inschrift vorherrschenden klaren Kapitalisformen einen Fremdkörper dar. Diese Form ist der einzige quasi-minuskuläre Buchstabe der Inschrift. Irgendwelche Distributionskriterien für diese Form sind aus dem Text nicht zu gewinnen.

B: die Form dieses Buchstabens zeigt bis auf die etwas nach oben bzw. unten abgebogenen Serifenansätze die klassisch-römische Monumentalform (s. Abb. 4).

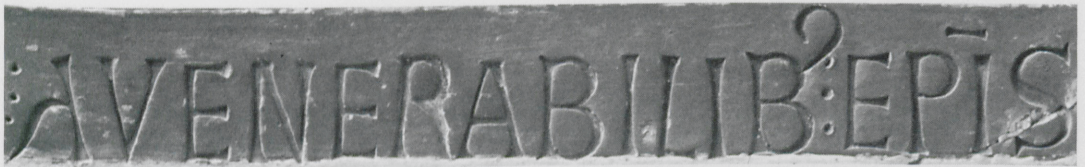


Abb. 4

C: bei dieser Form sind, im Gegensatz zur römischen Klassik, die Serifen der Bogenausläufe symmetrisch angeordnet und deutlich ausgeprägt. An dieser Form ist weiterhin die klassische Strichstärkenverteilung (Haar- und Schattenstrich) gut erkennbar (so auch bei D, G, O, Q und S; s. Abb. 5, 6 und 9 für Q).

D: noch deutlicher als bei B kragen bei diesem Buchstaben die Serifenansätze aus; der vertikale Schaft erscheint an seinen Enden geradezu gespalten: das einzige deutlich „gotische“ Merkmal der Inschrift. Im übrigen gilt das bei B und C Gesagte. (s. Abb. 5).



Abb. 5

E, F, H, I, L, M, N, T: bei diesen Formen tritt die keulenförmige Ausgestaltung der Serifenverläufe – sowohl vertikal wie horizontal – am deutlichsten zutage. (s. z.B. Abb. 5)

In Zeile 14 – und nur dort – tritt völlig überraschend als Variante des E die typische Unzialform ϵ auf. Eine mögliche Erklärung dafür könnte sein, daß der Setzer-Drucker zunächst irrtümlich eine C-Letter eingedrückt hatte und den Fehler dann durch das Eindrücken eines extra hergestellten geraden Stücks korrigierte (vgl. das unter 5.1. zur Korrektur eines Setzfehlers im Wort Laurencii Gesagte). Obwohl Hupp (1906: 185f.) auf die unziale A-Variante hinweist und die G- und Y-Formen fälschlicherweise als „unciale Beimischungen“ deklariert, hat er die einzige wirklich reinrassige Unzialform, das ϵ , nicht wahrgenommen.



Abb. 6

G: der Buchstabe zeigt als Charakteristikum das nach links eingerollte untere Bogenende. Das Merkmal trat schon in der römischen Kaiserzeit in monumentalen Kapitalisinschriften auf (besonders häufig in provinzialrömischen Inschriften nachweisbar). Schriftsystematisch gesehen ist dieses Merkmal durchaus sinnvoll; dadurch unterscheidet sich diese G-Form deutlich von der C-Form, aus der sie sich schrifthistorisch entwickelt hat. Karlinger et al. (1914: 222) und Hupp (1906: 185) haben geirrt, wenn sie diese G-Form der Inschrift der Unzialis zurechnen. Die typische Form eines unzialen G ist \mathcal{G} (s. Abb. 7).



Abb. 7

P: diese Form zeigt – anders als B und D – keine Besonderheiten bei der Serienausgestaltung (s. Abb. 8). Der Codabogen ist geschlossen (anders bei klassisch-römischen P-Formen, bei denen – aus schrifthistorisch eindeutig erklär-
baren Gründen (vgl. Brekle 1994: 124 und 182) – der Bogen am linken unteren Ende leicht geöffnet ist).



Abb. 8

Q: dieser Buchstabe tritt nur einmal auf (Zeile 7). Anders als bei klassisch-römischen Ausprägungen, bei denen die Mini-Coda nach rechts unter die Schriftgrundlinie reicht, verbleibt sie hier mit einem schwachen Aufwärtsbogen oberhalb der Grundlinie. Eine genauere Betrachtung mit der Lupe macht es wahrscheinlich, daß das „Schwänzchen“ erst nach Eindrücken der ovalen Basisform, die jedoch nicht mit dem O identisch ist, separat eingedrückt worden ist. Dabei wurde die untere Ecke des nachfolgenden E, das zuvor eingedrückt worden sein muß, beschädigt. (s. Abb. 9). Für die Vermutung, daß das „Schwänzchen“ separat geschnitten und deshalb auch separat eingedrückt wurde, sprechen technische Faktoren des Letternschnittes: wäre das Q vollständig aus einem Block geschnitten worden, hätte sich ein schnitztechnisch sehr prekärer Überhang ergeben (das sog. Fleisch der Letter, die nicht druckenden Partien, mußte ja ziemlich tief ausgekehlt werden!). Vgl. auch das Übereinanderdrucken von O und R in Zeile 8, s. Abb.16. Hupp (1906: 186)



Abb. 9

nimmt an, daß „die Hasta des R in die zweite Rundung des O eingesetzt“ worden sei; eine genauere Betrachtung ergibt jedoch, daß das O merkwürdigerweise über die Hasta des R eingedrückt worden sein muß.

R: auffällig an der Form dieses Buchstabens ist lediglich die schweifartig verdickte Ausbildung des diagonalen finalen Codastriches.

V: dieser Buchstabe zeigt eine eindeutig klassische Form: wegen der relativ schlanken diagonalen Schäfte, die unten spitz zusammenlaufen, sind die Serifen ohne starken Verlauf angesetzt.

X und Y: diese Buchstaben, die dem römischen Alphabet eigentlich fremd sind, treten jeweils nur einmal auf.

X in der ersten Zeile als Ziffer: die zweite Diagonale (von rechts oben nach links unten) ist leicht geschwungen (dies entspricht dem Duktus dieser Buchstabenform in der karolingischen Minuskel).



Abb. 10

Y in der 10. Zeile in der griechischen Eigennamenform DYONISII zeigt seine mangelnde Latinität in der handschriftartig geschwungenen Linienführung, die dem allgemeinen Duktus der übrigen Buchstabenformen kraß widerspricht (s. Abb. 11). Ähnliche Beobachtungen hinsichtlich von Y-Formen, die auch



Abb. 11

den in unserer Inschrift nicht vorkommenden Buchstaben Z einschließen, lassen sich in zahlreichen früh- und spätkarolingischen Handschriften machen.

5. Typographische Struktur der Inschrift

Abmessungen: 229 mm Zeilenbreite, 17 Zeilen mit minimal 22,3 mm (Zeile 16) und maximal 24,5 mm (Zeile 3) Höhe, damit ergibt sich als Satzspiegel-fläche 229 x ca. 410 mm.

Die Textzeilen haben als eingeritzte Grundlinie die Unterkante von 15 alternierend – wohl nach dem Brennen der Tonplatte – weiß und rot eingefärbten Bändern (Hupp 1906: 185 meint, daß die weißen Bänder „in der weißlichen, dem Kelheimer Stein ähnlichen Farbe des Tons belassen“ worden seien); ihre Höhe beträgt durchschnittlich 23 mm. Die erste Textzeile befindet sich in einem durch fünf Rechtecke rot-weiß gemusterten Band, die letzte Textzeile in einem mit acht weiß-roten Quadraten gemusterten Band. Die Vertikalen dieser Quadrate sind eingeritzt. Möglicherweise sollten diese Bänder ursprünglich ebenfalls die Ornamente der vertikalen Randleisten aufnehmen, so daß sich eine geschlossene umlaufende Bordüre ergeben hätte.

Die Buchstabenhöhe variiert zwischen 15 und 15,4 mm. Daraus ergibt sich ein Durchschuß von durchschnittlich 8 mm oder als Zeilenabstand von Grundlinie zu Grundlinie durchschnittlich 23 mm. Die Eindrücktiefe der Buchstaben variiert zwischen 1,5 und 2 mm. Hupps Einschätzung (1906: 186) besteht zu recht, daß nämlich die „Schrift von einer ganz unbegreiflichen, metallischen Schärfe und technischen Vollendung“ und „die ganze Tafel aber von der anspruchslosen Schönheit, die kein Rühmen verträgt“ sei.

Der Setzer-Drucker der Inschrift hatte sich ganz offensichtlich darum bemüht, die Textzeilen gleichmäßig mit Buchstaben auszufüllen. Dies ist ihm grundsätzlich auch gelungen: wir haben also einen Fall von Blocksatz vor uns. Der horizontale Streifen zwischen den Zeilen (Durchschuß) dient je nach Bedarf der Aufnahme von Wortabkürzungsindikatoren.

5.1. Abkürzungsformen (Abbreviaturen)

Am häufigsten (20mal) findet sich ein Querstrich über dem der Auslassung vorhergehenden Buchstaben. Dieser Querstrich bezeichnet jedoch die ausgelassenen Buchstaben nicht eindeutig: vgl. z.B. Zeile 2 $\bar{C}SECRAT\bar{V}$ consecratum. Der Querstrich macht den Leser eigentlich nur darauf aufmerksam, daß es sich bei der betreffenden Buchstabensequenz um eine abgekürzte Wortform handelt. Der Leser muß also aus seiner Kenntnis des Lateinischen (Syntax, Morphologie, Lexikon) und gegebenenfalls aus dem Kontext und seinem Sachwissen entscheiden, wie die ausbuchstabierte volle Form eines Wortes aussehen muß.

8mal erscheint das Abkürzungszeichen \sim : in Zeile 6 kürzt es zusammen mit seinem Trägerbuchstaben T das Passivsuffix $-tur$ ab (s. Abb. 12); sonst steht das Zeichen über S (sanctorum bzw. sanctarum), M (martyrum) und V (virginum) (s. Abb. 13 und 17); schließlich erscheint es noch in den Eigennamenformen Sebastiani (Zeile 12) und Pancratii (Zeile 13).

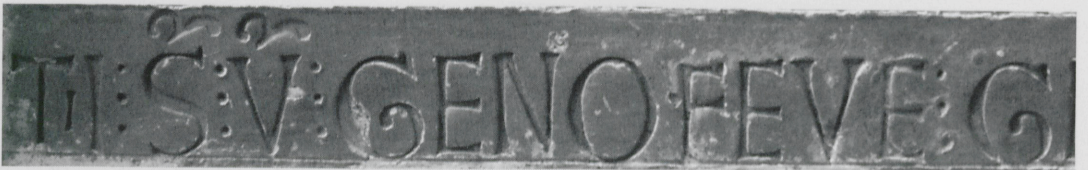
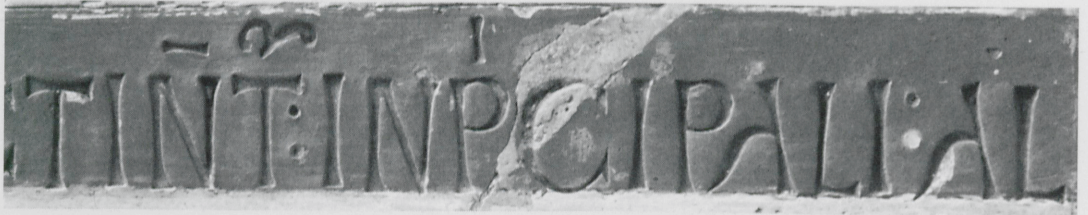


Abb. 12 und 13

Der übersetzte Rundhaken $^?$ (= -us), eines der am häufigsten verwendeten Abkürzungszeichen im Mittelalter, erscheint einmal in Zeile 4: venerabilibus (s. Abb. 14).

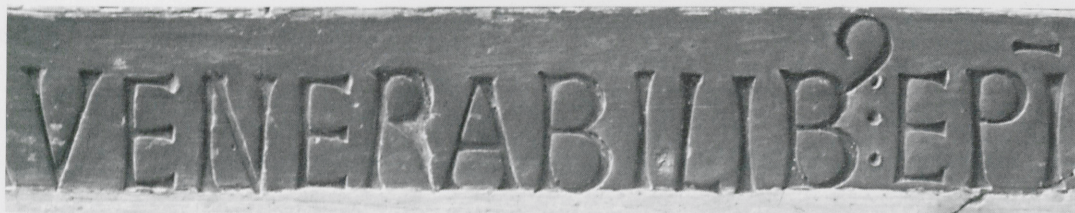


Abb. 14

Die Abkürzung 7 (= et) stammt aus der römischen Kurzschrift (tironische Note) und wurde – wie auch die -us-Abkürzung – auch noch im Buchdruck bis in die beginnende Neuzeit verwendet. Das Zeichen erscheint einmal, als Konjunktion, zwischen Petri und Pauli (Zeile 8) (s. Abb. 15).



Abb. 15

Je einmal erscheinen als Abkürzungszeichen kleine Querstriche, die die Linieneinführung eines Buchstabens schneiden: horizontal bei Ð in IÐ (= idus, Zeile 2, s. Abb. 5) und schräg bei Ł in APŁOR (= apostolorum, Zeile 8, s. Abb. 16). Diese Querstriche – wie auch die über die Buchstaben gesetzten – sind identisch mit der Letter, mit der die kleinen I-Formen (s.u.) eingedrückt wurden, d.h. sie wurden, nachdem der Trägerbuchstabe D und L eingedrückt worden war, sozusagen in einem zweiten Druckgang darüber gedruckt. Die kleine

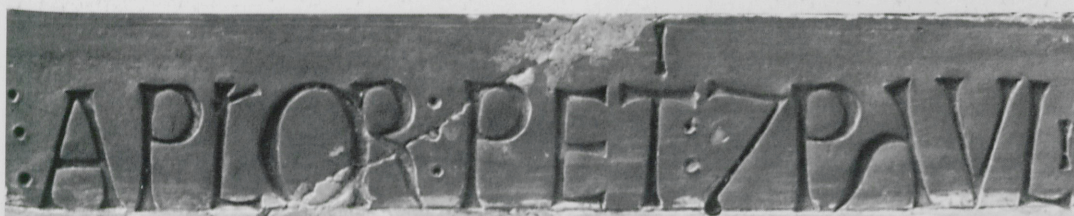


Abb. 16

I-Letter konnte also für mehrere Funktionen verwendet werden; ein zweifellos ökonomisches Verfahren.

In Zeile 10 erscheint – ebenfalls ein hapax – die Abkürzung \mathcal{P} (= proto); hier wurde eine Hakenform links unten an die Hasta des P separat eingedrückt. Dieser Haken ist identisch mit jenem in Zeile 4 (für -us), er wurde um 180° gedreht eingedrückt (so auch Hupp 1906: 186, s. Abb. 17).

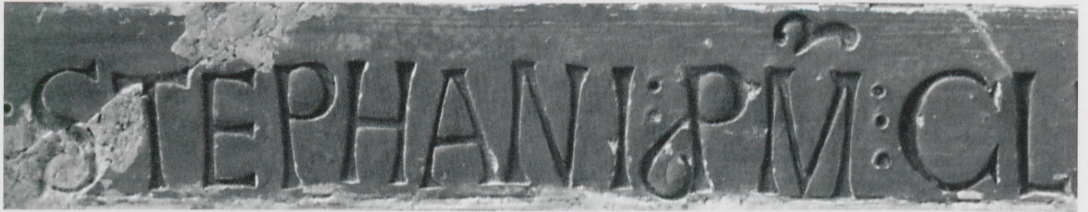


Abb. 17

Ab Zeile 6 beginnen Wortformen zu erscheinen, in denen kleine I-Buchstaben (5,9 mm hoch) untergebracht sind. Hierbei sind drei Fälle zu unterscheiden:

1. über den Buchstaben, um ein I in der nachfolgenden Silbe anzuzeigen (Zeile 6 in *principali*, Zeile 8 in *Petri*, s. Abb. 15);
2. kleine I-Formen wurden in den Raum der „Punze“ einer Buchstabenform eingedrückt (z.B. Zeile 7 in *reliquiae* innerhalb des Q (das V wurde weggelassen), s. Abb. 9 und in CI- bzw. CII-Sequenzen (z.B. Zeile 9 in *Marci*, bzw. in Zeile 11 in *Laurencii*, s. Abb. 18. Bei dieser Genetivform des Eigennamens Laurentius kann übrigens die Korrektur eines Setzfehlers nachgewiesen werden: das oben zwischen A und R eingedrückte kleine V ist natürlich kein Abkürzungszeichen; es mußte während oder nach dem „Satz“ bzw.



Abb. 18

Druck der Inschriftplatte eingedrückt und zudem extra für diesen Zweck geschnitten worden sein;

- rechts neben bzw. in den Buchstaben T, R und L (z.B. Zeile 10 in Clementis, s. Abb. 11, erscheinen 6mal kleine I-Formen. Setztechnisch gesprochen werden speziell die Formen von T und L durch das Eindrücken eines kleinen I „unterschnitten“ (im DTP-Jargon nennt man das heute „Kerning“). Die satztechnische Funktion dieser kleinen I-Formen und der eigentlichen Abkürzungszeichen bestand offensichtlich darin, es dem Setzer der Inschrift zu ermöglichen, zum einen ein Maximum an Wortformen in einer Zeile unterzubringen, zum anderen dienten die Abkürzungszeichen und die kleinen I-Formen als Mittel die Zeilen auf die vorgegebene Breite zu füllen bzw. sie damit „auszugleichen“ (Blocksatz).

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Prüfeninger Setzer-Drucker diesen Ausgleich vor dem Druck der uns heute vor Augen stehenden Inschriftplatte an mindestens einer Paralleltonplatte oder auf einem anderen Untergrund ausprobiert hat. Gleichwohl ist ein Setzfehler stehen geblieben: GEORII (Zeile 4 anstatt GEORGII, s. Abb. 17). Möglicherweise ist dieser Fehler jedoch dem Schreiber der Satzvorlage anzulasten; der Setzer-Drucker hätte dann den Text der Vorlage nur Buchstabe für Buchstabe eingedrückt. Darüberhinaus könnte der Schreiber auch noch als „ordinator“ (Vorzeichner) gewirkt haben, d.h. er wäre dann auch für die Wahl der Schriftart, für die Orthographie und die gesamte typographische Gestaltung der Inschrift verantwortlich gewesen.

Dasselbe Verfahren mit abgekürzten Wortformen – neben variablen Wortzwischenräumen – verwendete auch Johannes Gutenberg in seiner 42zeiligen Bibel (ca. 1450): Gutenbergs Setzkasten enthielt zahlreiche Buchstabenligaturen und Abkürzungszeichen.

5.2. Kennzeichnung der Wortgrenzen

Der Prüfeninger Setzer-Drucker wählte nicht das auch schon in der Antike insbesondere bei nichtmonumentalen Inschriften verwendete Verfahren, Wort-

grenzen im Text durch leere Wortzwischenräume („blanks“) zu kennzeichnen. Statt dessen wählte er das ebenfalls in der Antike praktizierte Verfahren der sog. Worttrenner. In unserer Inschrift zeigen sich diese Worttrenner in der Regel als drei übereinandergesetzte Punkte. Nachweisbar wurde dafür ein gespitztes Holzstäbchen verwendet. Manchmal erscheinen auch nur zwei Punkte (Zeile 6) oder ein Punkt (Zeile 2), s. Abb. 12 und 19.



Abb. 19

Die Versalzeilen machen auf diese Weise – wiederum ähnlich den antiken monumentalen Inschriften – einen optisch einigermaßen geschlossenen Eindruck. Es kann jedoch nicht davon gesprochen werden, daß der Setzer-Drucker daran gedacht haben könnte, die optisch jeweils verschiedenen Weißanteile einer Buchstabenform im Zusammenstoß mit vorausgehenden oder nachfolgenden Formen durch entsprechendes Variieren des Buchstabenabstandes zu berücksichtigen („Ausgleichen von Verselsequenzen“).

6. Nachweis der für die Herstellung der Inschrift verwendeten typographischen Technik

In der Literatur (vgl. Bibliographie) ist schon immer - wenn auch in mehr oder weniger vagen Umschreibungen (z.B. Bauer 1988: 553, Hiltl 1968: 29) – auf die besondere typographische Herstellungstechnik der Inschrift hingewiesen worden. In der Tat spricht ja auch schon der erste Augenschein für diese Hypothese. Allerdings wurden bisher – mit der relativen Ausnahme von Hupp 1906, der einige gute Detailbeobachtungen geliefert hat – keine durchgängig detaillierten Evidenzen für eine Herstellungsart mittels einzelner

„beweglicher“ d.h. wiederverwendbarer Lettern (das Kriterium für Gutenbergs Erfindung!) aufgeführt.

Die Frage, aus welchem Material die Lettern geschnitten worden sein könnten, muß letztlich wohl offen bleiben. Karlinger et al. (1914: 222) behaupten, daß es sich um „Holzbuchstaben“ gehandelt hätte. Dies hat auch einiges für sich. So wäre z.B. Lindenholz ein hinsichtlich des materiellen Aufwandes und wegen seiner relativ weichen Beschaffenheit und homogenen Struktur durchaus ein guter Kandidat. Hupp (1906: 186) plädiert für Hartholz, was jedoch von der Verarbeitung her einen unnötigen Aufwand bedeutet hätte und auch von der Eindrücktechnik der Lettern in weichen Ton her nicht gefordert war. Da aus jenen Jahrhunderten kein weiteres Beispiel für diese Technik der Inschrift Herstellung bekannt ist (vgl. jedoch Brekle 1995), ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Lettern nur für die Herstellung der Prüfeninger Inschrift geschnitten wurden; die „Druckauflage“ hätte sich dann genau auf ein Exemplar belaufen. Rein technisch gesehen käme jedoch weiches Metall (z.B. Blei) oder relativ weicher Stein (z.B. Speckstein) ebenfalls in Frage. Denkt man an die auch im Mittelalter nicht ausgestorbene Kunst des Gemmenschneidens oder des Schneidens von Siegelstempeln, so erscheinen die genannten Alternativen zur Holzhypothese nicht völlig abwegig.

Das entscheidende Kriterium, das ein typographisch hergestellter Druck – hier geht es um einen dreidimensionalen Basreliefdruck – erfüllen muß, ist jenes der Typidentität der jeweils im gedruckten Text erscheinenden Buchstabenformen (vgl. Brekle 1997). Mit anderen Worten: alle im Text auftauchenden Buchstabenformen müssen sich jeweils als Exemplare („tokens“) ein und desselben Buchstabentyps, eben der Type oder Letter, die ein seitenverkehrtes Bild des gedruckten Buchstabens zeigt, erweisen. Eine Methode um diese Typidentität nachzuweisen, besteht in der Übereinanderprojektion maximal vergrößerter Abbilder mehrerer Buchstabenexemplare (also z.B. aller Vs, die im Text vorkommen). Schon bei 2-3facher Vergrößerung ist nach dieser Methode die vollkommene Typidentität der jeweiligen Buchstabenexemplare eindeutig nachzuweisen. Außerdem können minimale Besonderheiten einer Buchstabenform auch mit dem bloßen Auge als rekurrent gezeigt werden,

z.B. der asymmetrische rechte untere Serifenauslauf des F in den Zeilen 13, 14 und 15.

Ein weiterer, eher indirekter Nachweis dafür, daß die Inschrift mit Lettern gesetzt und gedruckt worden ist – die seit Gutenberg getrennten Prozesse des Setzens und Druckens sind bei unserer Inschrift evidentermaßen in einem Arbeitsgang abgelaufen – läßt sich mit der Beobachtung führen, daß manche Buchstabenbilder im Text nach links oder rechts hängen (z.B. hängt das F in Zeile 14 nach links, das H in Zeile 13 hängt stark nach rechts). Weitere solche Fälle sind aus den Abbildungen leicht zu entdecken.

Das Zustandekommen dieser „hängenden“ Buchstaben erklärt sich zweifelsfrei aus dem partiellen Unvermögen des Prüfeninger Setzer-Druckers die Lettern in jedem Falle 100%ig vertikal einzudrücken; genauer, die Vertikalachse einer Buchstabenform vollkommen parallel zu den seitlichen Randleisten, die als Orientierungslinien dienen mögen, einzurichten. Gleichwohl hat unser Setzer-Drucker im ganzen ein gutes Augenmaß bewiesen.

Unabhängig von dem eben genannten Orientierungsparameter kann auch noch nachgewiesen werden, daß einzelne Lettern beim Auftreffen auf die weiche Tonfläche nicht immer genau im rechten Winkel, d.h. nicht völlig plan eingedrückt wurden; die Lettern wurden also verkantet aufgesetzt (z.B. das zweite O in HONORE in Zeile 3, s. Abb. 20).

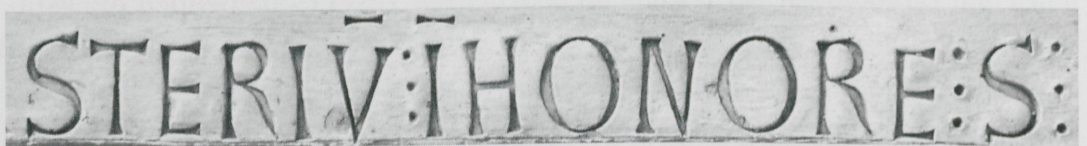


Abb. 20

Schließlich kann auch noch gezeigt werden, daß der Setzer-Drucker beim Eindrücken seiner S-Letter einige Male hinsichtlich der Orientierung Oben-Unten geirrt hat. Ein Vergleich der S-Formen in MONASTERIV̄ (Zeile 3) und in RATISPOŃSI (Zeile 5) zeigt, daß die erste S-Form korrekt eingedrückt wurde, d.h. daß der minimal kleinere Bogen des S oben zu stehen kommt; im zweiten

Fall wurde das S verkehrt herum, also auf dem Kopf stehend, eingedrückt – der obere Bogen erscheint minimal größer als der untere. Diese Sachlage ergibt sich schon vom bloßen Augenschein (s. Abb. 21).



Abb. 21

Mit diesen Beobachtungen und Schlußfolgerungen ist die typographische Herstellungsart der Prüfeninger Weiheinschrift zweifelsfrei nachgewiesen. Damit ist auch gezeigt worden, daß das typographische Prinzip, d.h. Buchstaben“typen“ – in welcher materiellen Manifestation auch immer – in notwendigerweise jeweils immer gleichen (typidentischen) Formen auf einem Druckträger in Zeilen aneinandergereiht abzubilden, im Kloster Prüfening im Jahre 1119 verwirklicht worden war.

Wären verschiedene Randbedingungen günstiger gewesen, hätte es z.B. in der damaligen Gesellschaft eine hinreichend große Zahl Lesekundiger gegeben, wäre ein Markt für mechanisch vervielfältigte Texte vorhanden gewesen (was wiederum eine fatale Konkurrenz für klösterliche Skriptorien bedeutet hätte) und wären materiell-technische Randbedingungen erfüllt gewesen (z.B. Papier als kostengünstiger Druckträger), dann hätten die Prüfeninger Mönche – etwa mit einer verbesserten Kelterpresse – eine schlichte Druckerei einrichten können. Die entscheidende theoretische Einsicht haben sie besessen, deren praktisch-typographische Umsetzung war ihnen im Ansatz gelungen.

Gut 300 Jahre später wurden von Gutenberg die technischen Realisierungsbedingungen des typographischen Prinzips – vor allem durch seine Erfindung und Konstruktion eines präzisen Handgießinstruments zur massenhaften Herstellung von Metallettern, deren Satz im Winkelhaken und Setzschiff und dem Abdruck genau justierter Bleisatzseiten in einer Drehspindelpresse – wesentlich verbessert und verfeinert.

Bibliographie

Bauer, Karl. 1988 (4. Aufl.) Regensburg. Aus Kunst-, Kultur- und Sittengeschichte. Regensburg: MZ-Verlag.

Benz, Karl Josef. 1975. Untersuchungen zur politischen Bedeutung der Kirchweihe unter Teilnahme der deutschen Herrscher im hohen Mittelalter. Kallmünz/Opf.: Laßleben (= Bd. 4 der Regensburger historischen Forschungen).

Brekle, Herbert E. 1994. Die Antiquallinie von ca. -1500 bis ca. +1500. Untersuchungen zur Morphogenese des westlichen Alphabets auf kognitivistischer Basis. Münster: Nodus.

- -. 1995. Eine weitere Spur einer typographischen Werkstatt beim Kloster Prüfening im 12. Jahrhundert. In: Gutenberg-Jahrbuch 1995: 23-26.

- -. Das typographische Prinzip. 1997. Versuch einer Begriffsklärung. In: Gutenberg-Jahrbuch 1997: 58-63.

Chassant, L.-Alphonse. 1846. Dictionnaire des abréviations latines et françaises usitées dans les inscriptions lapidaires et métalliques ...du Ve au XVIe siècle. Evreux: Cornemillot.

Hittl, Franz. 1968. Kirchen und Kapellen. Regensburg: Pustet.

Hupp, Otto. 1906. Die Prüfeningener Weiheinschrift von 1119. In: Studien aus Kunst und Geschichte. Festschrift für Friedrich Schneider. Freiburg i. Br.: Herder, 185-86 + 2 Abb.

Karlinger, Hans/Hager, Georg/Lill, Georg. 1914. Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Heft XX: Bezirksamt Stadtamhof. München: Oldenbourg.

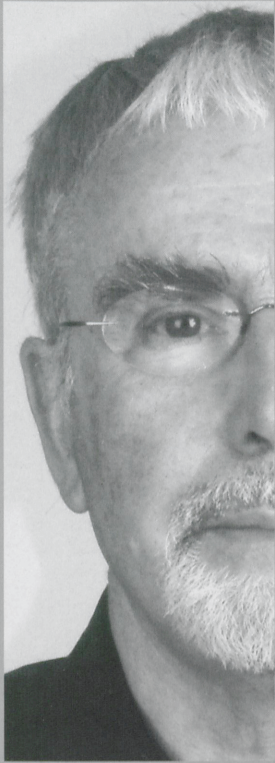
Kloos, Rudolf M. 1980. Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Lexikon für Theologie und Kirche (= LThK). 1961. Bd. 6. Freiburg i. Br.: Herder.

Schmitz, Hans-Georg 1975. Kloster Prüfening im 12. Jahrhundert. MBM Heft 49. München: Stadtarchiv.

ANNO: DNI: M: CXVIII: IIII
ID: MAI: C̄ SECRATV: E: HOC
MONASTERIV: I: HONORE: S:
GEORII: AVENERABILIB: EPIS
RATISPOŃSI: HARTVVICO: B̄ B̄
OTTONI: C̄ TINT: IN P̄CIPALI: AL
TARI: DELIGNO: DNI: RELIQ: E: S:
MARIE: APLOR: PET: PAVL: AND:
MATHEI: MARC: EV: BARNABE: S:
M̄ STEPHANI: P̄M: CLEM̄TS: DYO
NISI: RVSTIC: ELEVTHERI: LAREC
VINCE: SEBS: CRISOGONI:
PANCTI: S: C: ERMACHORE: FOR
TVNATI: SALNI: ALBINI: FVRSEI:
GVNDOLFI: DRVDONIS: IVVEN
TI: S: V: GENOFEVE: GRATE: CO
LV BEGLODE SINDIS

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17

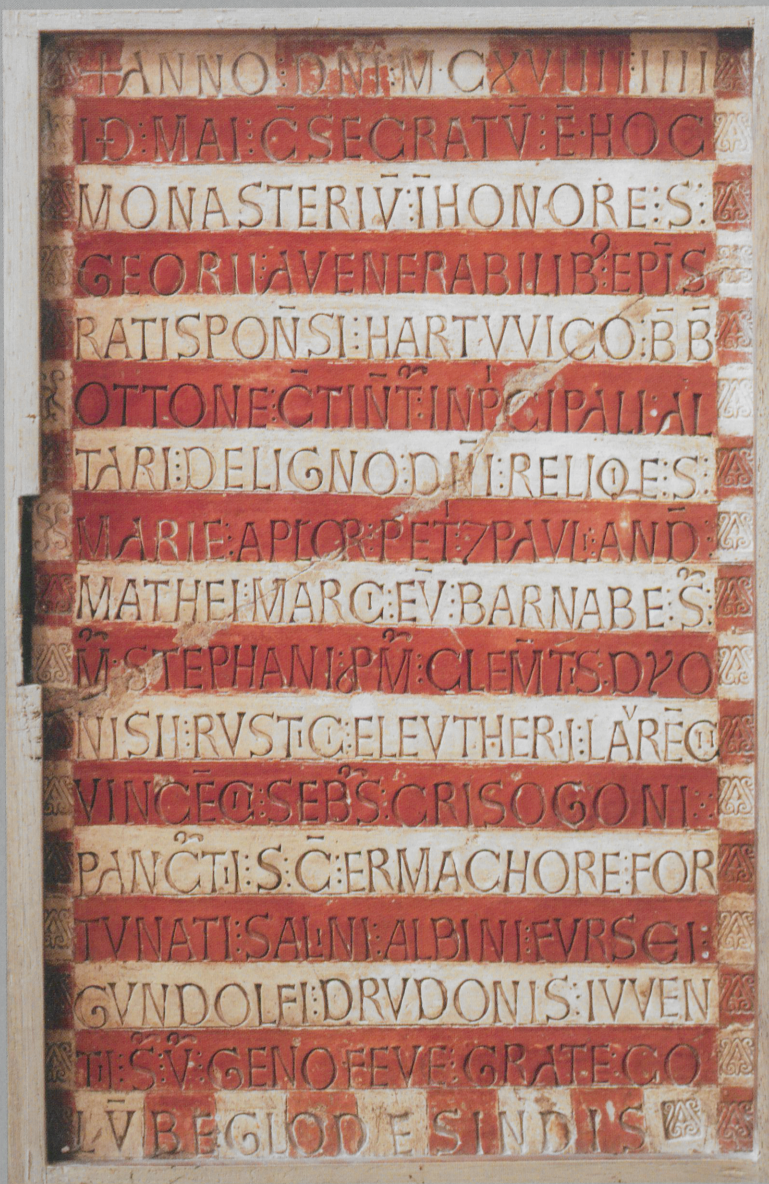


Über den Autor

Herbert E. Brekle, Jahrgang 1935, arbeitete von 1951-57 als Schriftsetzer und Korrektor in Stuttgart. Nach dem Abitur (1958) studierte er in Tübingen Anglistik, Romanistik und Philosophie. Promotion 1963, Habilitation 1969. Von 1969-2001 lehrte er an der Universität Regensburg Allgemeine Sprachwissenschaft.

Forschungsgebiete: Semantik, Theorie der deutschen Wortbildungsprozesse (Nominalkomposition), Geschichte der Sprachwissenschaft, historische Entwicklung der Morphologie des westlichen Alphabets.

www.scriptorium-verlag.de



Ein einzigartiges Denkmal der hochmittelalterlichen Typographie (Druck mit einzelnen Lettern) wird hier zum ersten Mal detailliert und methodisch abgesichert analysiert. Der Text der Inschrift wird inhaltlich und funktional mit seinen typographischen Strukturen erklärt und die verwendete Schriftart mit allen Buchstabenvarianten und Abkürzungsformen beschrieben.